



Leseprobe aus Wernberger, Einelternfamilien im ländlichen Raum,
ISBN 978-3-7799-3647-3

© 2017 Beltz Juventa in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?
isbn=978-3-7799-3647-3](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-3647-3)

1 Zur Einführung

Ausgehend von der grundlegenden Frage, wie Gesellschaft gelingen kann, beschäftigten sich Anfang des vergangenen Jahrhunderts die Vertreter der damals noch jungen Wissenschaftsdisziplin der Soziologie schon früh mit der Frage, wie das Individuum, und dabei insbesondere das Kind, „sozial gemacht“ werden könnte (vgl. Durkheim, 1984). Damit wurde das Kind und dessen Entwicklung zu einem vollintegrierten Gesellschaftsmitglied in den Fokus klassischer Fragestellungen der Sozialisationsforschung gerückt. Wenig später hoben George H. Mead und William I. Thomas hervor, dass Sozialisation immer mit Prozessen der Interaktion einhergehe. Sie verwiesen auf die besondere Bedeutung der damit verbundenen Beziehungsdynamik und in diesem Zusammenhang auf die Eigenleistung des Individuums, also auf die Prozesse des „sozial Werdens“ (Liegle/Lüscher 2008, S. 142). Sozialisation findet in und durch die Einbindung in soziale Beziehungen und die Bindung an soziale Bezugspersonen und -gruppen statt. Entsprechend wurde der Familie als Sozialisationsagentur für die in ihr aufwachsenden Kinder eine besondere Relevanz eingeräumt. Der Blick auf die beteiligten Erwachsenen fehlte überwiegend. Beispielgebend hierfür ist die schichtspezifische Sozialisationsforschung der 1960er und 1970er Jahre. Im Zentrum der Aufmerksamkeit stand hier das Kind. Die Eltern waren lediglich als Vermittler sozialer und wirtschaftlicher Lagefaktoren (vgl. Oevermann, 1966; Peisert, 1967), oder im Hinblick auf ihr Erziehungs- oder Sprachverhalten (vgl. Bernstein 1959), von Interesse. Gefahndet wurde danach, welche unterschiedlichen Effekte all dies auf die Sozialisation des Kindes hat (vgl. Neidhardt 1968; Neidhardt 1970). Die Erwachsenen in den Familien gelangten als Sozialisierende in den Fokus der Aufmerksamkeit, nicht aber als von diesen sozialisatorischen Prozessen familialer Lebensführung selbst „betroffene“ Sozialisierte. Der 2. Familienbericht der Bundesregierung, der den vielversprechenden Titel „Familie und Sozialisation“ (Bundesministerium für Familie 1974) trägt, legt darüber beredt Zeugnis ab. Trotz des umfangreichen Ansatzes von ‚Familie und Sozialisation‘ beschäftigt sich dieser im Kern ausschließlich mit den sozialisatorischen Wirkungen familialen Geschehens auf das Kind. Die Familie ist für die primäre Sozialisation ihrer Abkömmlinge verantwortlich. Das Individuum galt zwar Zeit seines Lebens als beeinflussbar durch sozial Andere (vgl. Giddens/

Fleck/& Egger de Campo 2009), gleichwohl beschäftigte sich die Forschung nicht mit der Sozialisation Erwachsener. Brim und Wheeler (vgl. Brim/Wheeler 1974) wiesen wohl als Erste darauf hin, dass die in Kindheit und Jugend erfolgte Sozialisation aufgrund der sich beständig wandelnden Lebensverhältnisse in einer zunehmend komplexer werdenden Gesellschaft nicht ausreichen, um unter den sich verändernden Bedingungen handlungsfähig zu bleiben. Hinter der damals geläufigen Vorstellung des gesellschaftlich handlungsfähigen Subjekts (vgl. Geulen/Hurrelmann 1982) verbarg sich lange Zeit die insgeheime Vorstellung bzw. Hoffnung, dass der Mensch bis zum Eintritt ins Erwachsenenalter eine ausreichende Handlungsfähigkeit entwickeln konnte. Im Allgemeinen sollten Erwachsene bis zum Ende der Adoleszenz mit allen notwendigen Kompetenzen ausgestattet und im Grunde handlungsfähig sein. Nur Umbrüchen, die massive Identitätskrisen heraufbeschwören könnten, wurde die Wirkmächtigkeit zugesprochen, die entwickelte Persönlichkeitsstruktur dann noch zu destabilisieren und auf diese Weise Raum für neue Sozialisationserfahrungen zu schaffen (vgl. Griese 1979). „Diese Perspektive bleibt damit insofern noch einem Ausstattungsmodell verhaftet, als sie lediglich die Krise und nicht auch den gleichförmigen ungestörten Alltag als sozialisationsrelevant erachtet“ (Wittpoth 1994, S. 4). Die sozialisatorische Wirkung des „ungestörten Alltags“ blieb zwar anfänglich bloß eine fragmentarische Überlegung, dennoch war damit ein wichtiger Schritt in der Sozialisationsforschung vollzogen. Sie brachte die Lebenszeit des Erwachsenenalters auf die Bühne der Sozialisationsforschung und nahm Abstand von einem Verständnis, dass sozialisatorische Prozesse maßgeblich der Kindheit und Jugend vorbehalten sind.

Mit Beginn der 1990er Jahren begann man sich zunehmend mit der Sozialisation Erwachsener auseinander zu setzen. Dies aber meist in Bezug auf spezifische Handlungsfelder. Insbesondere beruflichen Kontexten wurde ein maßgebender Einfluss zugesprochen (vgl. Hoff 1990; Lempert 2006). Oder Sozialisation wurde unter dem Aspekt lebensphasenspezifischer Entwicklungsaufgaben, wie beispielsweise dem höheren Erwachsenenalter, thematisiert. Im Zuge dessen setzte man sich auch vermehrt mit dem Zusammenhang von Geschlecht und Sozialisation (vgl. Bilden/Dausien 2006; Böhnisch 2013) auseinander, wobei Geschlecht als gesellschaftliche Ordnungs- und Orientierungskategorie fungiert.

Der Prozess der Sozialisation lässt sich aber weder auf temporäre Entwicklungsschritte, noch auf einzelne Lebensbereiche beschränken. Sozialisation in ihrer ursprünglichsten Form geschieht zu jeder Zeit und an jedem Ort. Dieses Geschehen ist grundlegend mit der menschlichen Existenz ver-

woben und beruht auf der Sozialität und Soziabilität unserer Spezies. Sozialisation ist in all unseren Begegnungen eingewoben. Als fortwährender Prozess durchwirkt sie unser Leben und macht uns auf diese Weise zu den sozialen Wesen, die wir sind. Um dieses intersubjektive Geschehen in seinem grundlegenden Kern zu erfassen, bedarf es einer mikroanalytischen Herangehensweise. Nur so können die grundlegenden, wechselseitigen sozialen Konstruktions- und Wirkzusammenhänge im Zusammenleben der Menschen erkannt werden. Ja, auch der Wirkzusammenhänge. Denn Sozialisationsprozesse bleiben nicht ohne Wirkung. Sie manifestieren sich in individuellen und sozialen Strukturen und zeitigen Effekte, die unter den Begriffen Individual- und Sozialgenese (vgl. Grundmann 2006; Grundmann 2010) zusammengefasst werden. Dies gilt für Kinder ebenso wie für Erwachsene. Herzstück all dessen ist die wechselseitige Bezugnahme zweier oder mehrerer Personen im Rahmen sozialisatorischer Interaktionen (ebenda). Diese Inter-Aktionen sind eingelassen in unser alltägliches Tun und Zusammenwirken mit anderen. Daraus hervorgehen sowohl Prozesse der Vergemeinschaftung, wie beispielsweise die Etablierung einer sozialen Praxis familialer Lebensführung, als auch der persönlichen Entwicklung, mithin der Handlungsbefähigung zur individuellen Teilhabe an dieser sozialen Praxis.

Diesem Verständnis von Sozialisation folgend, soll mit der vorliegenden Arbeit ein neuer Weg eingeschlagen werden, um sich mit der Thematik von Sozialisation und Familie auseinander zu setzen. Familie wird dabei als soziales Gefüge verstanden, das aus dem handelnden Zusammenwirken mehrerer (familialer) Akteure hervorgeht. Dieser Herstellungsprozess von Familie und das kontinuierliche Leben von Familie ist eingebunden in spezifische gesellschaftliche – sozioökonomische und -kulturelle – Verhältnisse, die auf die Ausgestaltungsmöglichkeiten von „Familie“ Einfluss nehmen. Diese Rahmenbedingungen berücksichtigend, und zurückgreifend auf die ihnen zur Verfügung stehenden biografischen Vorerfahrungen Familie zu leben, persönlichen Wertorientierungen, Fähigkeiten und Bedürfnislagen, stellen die erwachsenen Familienmitglieder, in einem ko-konstruktiven Prozess mit ihren Kindern und eventuell anderen Beteiligten, „ihre“ jeweilige Familie als soziale Praxis (immer wieder aufs Neue) her. Im Zuge dieses Herstellungsprozesses vollziehen sich spezifische Handlungsbefähigungen und die Weiterentwicklung der individuellen Persönlichkeit, sowohl auf der Ebene der Kinder, als auch auf der Ebene der Erwachsenen. Zugleich nimmt die Art und Weise wie diese Familie gelebt wird bzw. gelebt werden kann, Einfluss auf die sozialen Verhältnisse, in die sie eingebettet ist. Am Beispiel der familialen Lebensform „Einelternfamilie“ wird nachfolgend

Sozialisation als wechselseitiger, familialer Konstruktions- und Wirkprozess in den Blick genommen und als ein sich lebenslang vollziehender Prozess erfasst. Im Zentrum der empirischen Aufmerksamkeit steht das praktische, alltägliche Tun Erwachsener in Einelternfamilien. Damit will die vorliegende Arbeit einen Beitrag zur Erforschung lebenslanger Sozialisationsprozesse leisten, und kann so vielleicht als ein weiterer Baustein zur theoretischen wie empirischen Erhellung sozialisatorischer Prozesse im Erwachsenenalter gezählt werden.

Im Rahmen der Studie werden Einelternfamilien als familiale Lebensform verstanden. Laut des Statistischen Bundesamtes (Statistisches Bundesamt 2006; Statistisches Bundesamt 2013) basiert der Begriff der Lebensform auf den sozialen Beziehungen zwischen den Mitgliedern eines Haushaltes. Als familial werden diese bezeichnet, weil sie zwei Generationen umfassen, sich also auf eine Eltern-Kind-Gemeinschaft beziehen (ebenda). Der Begriff der Lebensform wird in der familiensoziologischen Diskussion vor allem von Norbert, F. Schneider stark gemacht. Seiner Sichtweise folgend, verbindet der Begriff Mikro- und Makroperspektive und berücksichtigt dabei sowohl die subjektiv konstruierten Wirklichkeiten der Akteure, die gesellschaftlichen Institutionalisierungsprozesse, als auch kulturelle Symboliken, die im Zuge dessen zum Tragen kommen (vgl. Schneider 1996; Schneider/Rosenkranz/Limmer 1998).

In der Vergangenheit wurde das Zusammenleben von alleinerziehenden Müttern und Vätern mit ihren leiblichen Kindern unter verschiedenen Begrifflichkeiten gefasst. Beim Gang durch die theoretische Literatur zu diesem Phänomen wie auch durch den alltäglichen Sprachgebrauch stößt man auf Begriffe wie „unvollständige Familie“, „Alleinerziehende“, „allein Erziehende“ und eben auch auf den aktuell häufig verwendeten Begriff der „Einelternfamilie“. Unabhängig von ihren nominalen Unterschieden versuchen all diese Bezeichnungen einen gemeinsamen Sachverhalt zu beschreiben: eine Mutter oder ein Vater leben alleine mit ihrem minderjährigen Kind oder ihren minderjährigen Kindern gemeinsam in einem Haushalt, während der andere Elternteil getrennt von diesen in einem anderen Haushalt lebt. So viel zur inhaltlichen Gemeinsamkeit dieser Begriffe. Die Unterschiede der Benennungsweisen verdeutlichen hingegen den sich im Laufe der Zeit verändernden gesellschaftlich normativen Umgang mit dem sozialen Phänomen dieser Lebensform, mithin von Sichtweisen auf Familie insgesamt:

Das in den 1970er Jahren in der Fachdiskussion gebräuchliche Label des „broken home“, stellt einen ehezentrierten Familienbegriff in den Vordergrund seiner Thesen. Eine Familie, die nur aus einem Erwachsenen im

Haushalt besteht, gilt in Folge dessen als „unvollständig“ (vgl. Bundesministerium für Familie 1979) und wird als Mangel mit voraussichtlich defizitären Auswirkungen auf das gesunde Aufwachsen von Kindern beschrieben. Die vollständige Familie – also das eheliche Zusammenleben von Vater und Mutter mit gemeinsamen Kindern – war die Norm und galt als Garant für gesunde Entwicklungsbedingungen für Kinder und gedeihliches Zusammenleben der Erwachsenen. Abweichungen davon wurde ein implizites Risiko für Fehlentwicklungen zugeschrieben.

Über einen längeren Zeitraum hinweg wurde daran anschließend von „Alleinerziehenden“ oder „allein Erziehenden“ gesprochen. Bei dieser Begriffsverwendung wurde ein Aspekt des Zusammenlebens mit Kindern hervorgehoben, nämlich deren Erziehung durch eine erwachsene Person. Dieser Terminus hat lange Zeit die wissenschaftliche Diskussion bestimmt und hat sich auch alltagssprachlich durchgesetzt.

In neueren wissenschaftlichen Veröffentlichungen wird nun zunehmend von der „Einelternfamilie“ gesprochen. Diese Begrifflichkeit trägt der Tatsache Rechnung, dass Familie nicht zu reduzieren ist auf die Aufgabe Erziehung, sondern darüber hinaus weitere Aufgaben, wie beispielsweise Existenzsicherung, Haushaltsführung, Pflege sozialer Kontakte und gesellschaftlicher Teilhabe, zu bewerkstelligen hat. Außerdem räumt er den Miterziehern und -erzieherinnen in der Lebenswelt von Kindern, den getrenntlebenden Elternteilen, neuen Partnern und Partnerinnen, den Großeltern, Freunden, Lehrern und Lehrerinnen, Erziehern und Erzieherinnen den ihnen zustehenden Platz ein. Familiäres Zusammenleben bedingt spezifische Aufgaben und übernimmt spezifische Funktionen. Dies gilt sowohl für Zwei- als auch für Einelternfamilien. Der Begriff der „Einelternfamilie“ ist damit bislang am wertneutralsten und könnte damit ein Stückweit zu der von Fegert (2000) gewünschten „Entdämonisierung dieser Lebensform“ beitragen (vgl. Fegert 2000).

Drei Faktoren haben in der Vergangenheit zu einem Wandel des Begriffs und seiner sozialen Bewertung beigetragen:

1. die Abkehr von einem ehezentrierten Familienverständnis, über die Definition von Familie findet dort statt, wo Kinder sind (vgl. Schneider 2006) bis hin zu einem Verständnis von Familie als haushaltsübergreifendes, intergeneratives Netzwerk besonderer Art (vgl. Bundesministerium für Familie 2006);

2. der beständige Anstieg der Verbreitung dieser Lebensform führt allein durch Quantität zu einer langsamen, aber stetigen, Normalisierung ihrer Wahrnehmung in der Öffentlichkeit;
3. eine umfangreiche wissenschaftliche Auseinandersetzung über Risiken und Chancen, die mit dem Aufwachsen in dieser Lebensform verknüpft sind, und die Erkenntnis, dass diese Lebensform erhöhte Deprivationsrisiken in sich birgt, nicht aber automatisch zur Deprivation führen muss.

Interessant ist auch, aus welcher unterschiedlichen Perspektiven man sich der Lebenswelt des Alleinerziehens nähern kann und welche verschiedenen Aspekte im Zuge dessen beleuchtet werden. Personen, die diese Lebensform praktizieren, heben im Rahmen von Selbstbeschreibungen ihre Verantwortung und das damit verbundene alltägliche Tun hervor. So steht beispielsweise auf der Internetseite „Allein-Erziehend.net“ zu lesen: „als »alleinerziehend« bezeichnet man Elternteile, die die tägliche Verantwortung für die Erziehung und Betreuung der Kinder, sowie für den Lebensunterhalt überwiegend alleine tragen“ (*Allein-Erziehend.net*). Dieses alltägliche Tun ist vor allem gekennzeichnet durch die Kumulation familiärer Aufgaben. Hingegen steht im Zentrum amtlicher Definitionen der Haushalt als Ordnungsgröße von Familie. Laut Statistischem Bundesamt gelten als Alleinerziehende „Mütter und Väter, die ohne Ehe- oder Lebenspartner/in mit ihren minderjährigen Kindern in einem Haushalt zusammenleben“ (vgl. Statistisches Bundesamt 2006).

Diese Differenzierung mag auf den ersten Blick banal wirken, bleibt jedoch nicht ohne Belang. Denn mit Blick auf den Haushalt wird schnell das Haushaltseinkommen zur zentralen und maßgebenden Größe. Es muss daher nicht verwundern, dass ein näherer Blick in die Forschungsliteratur der letzten Jahre eine gewisse Engführung auf sozioökonomische Aspekte dieser Lebensform erkennen lässt. „Es existiert mittlerweile ein guter allgemeiner Kenntnisstand zu dieser Familienform, jedoch vorwiegend hinsichtlich sozioökonomischer Aspekte und weniger bezüglich der konkreten Lebenswelten und der damit verbundenen Alltagsroutinen, Bewertungen, Bedarfe und Herausforderungen“ (Bundesministerium für Familie 2011, S. 2). Zwar ist man durchaus gewillt die Heterogenität der Lebensform analytisch in den Blick zu nehmen und sozialpolitisch anzuerkennen, doch münden empirisch angeleitete Handlungskonzepte allzu oft in der Prämisse „Integration in den Arbeitsmarkt“, was die maßgeblich einzige Frage nach der Vereinbarkeit von Familie und Beruf virulent werden lässt. Auf diese Weise wird aber die komplexe Lebenswirklichkeit von Einelternfamilien auf rein ökonomische Faktoren verkürzt. Entsprechend viele Studien beschäfti-

gen sich mit Alleinerziehenden im unteren Einkommenssegment oder Hartz-IV-Bezug. Der komplexen Vollzugswirklichkeit alleinerziehender Eltern wird man mit den derzeit überwiegend quantitativ angelegten Studien indes nur unzureichend gerecht.

Ein ähnliches Manko des Forschungsstands zeigt sich auch hinsichtlich der regionalen Verteilung der Lebensform. Einelternfamilien galten lange Zeit als ein großstädtisches Indiz moderner Lebensführung. Man ging davon aus, dass ländliche Gemeinden und Regionen von bürgerlichen Familienvorstellungen und einer geringeren Individualisierungsdynamik geprägt seien. Entsprechend wurde Einelternfamilien auf dem Land der Rang einer marginalen Restkategorie zu gewiesen, da hypothetisch die Abwanderung der Betroffenen in die Ballungszentren unterstellt wurde (vgl. Jurczyk 2003, S. 39 f.). Dass sogar das Gegenteil der Fall sein kann, zeigen beispielsweise Zahlen aus den ländlichen Regionen Oberbayerns. Im südlich von München gelegenen Landkreis Rabenstätt¹ waren in den Jahren 2009–2011 im Jahresdurchschnitt 484 Kinder und Jugendliche von einer Scheidung der Eltern betroffen. Dies ergibt im Schnitt 1,08 Kinder pro 100 Minderjährige. Damit liegt die Quote des Landkreises deutlich über derjenigen des bayerischen Gesamtdurchschnitts (0,99 Kinder je 100 Minderjährige im Jahresmittel 2010–2011)² (Landkreis Rabenstätt 2013, S. 42). Insgesamt betrachtet ist der Anteil von alleinerziehenden Müttern und Vätern im Landkreis mit 3,06 je 100 Einwohner im Vergleich zu Bayern ebenfalls (2,31 je 100 Einwohner) relativ hoch (Landkreis Rabenstätt, 2010). Die gute Arbeitsmarktsituation und die prosperierende wirtschaftliche Lage lassen die alleinerziehenden Personen im Landkreis bleiben und motivieren Einelternfamilien aus anderen Regionen Deutschlands zum Zuzug².

Die vorliegende Arbeit zielt neben einer theoretischen, auch auf eine empirische Erweiterung des Kenntnisstandes zur Lebenswirklichkeit von (Eineltern-)Familien im ländlichen Raum.

Die Autorin greift hierzu auf die Daten einer von ihr von August 2009 bis April 2010 durchgeführten qualitativen Studie im Auftrag eines oberbayerischen Landkreises zurück. Im Zuge dieser wurden 17 qualitative Interviews mit alleinerziehenden Personen in drei ländlichen Kommunen unterschiedlicher Größenordnung geführt. Ziel des Forschungsprojekts war es, die Lebenslagen und den Unterstützungsbedarf von Einelternfamilien in diesem Landkreis zu erheben, um so Basisinformationen als Ausgangspunkt für die Entwicklung kommunaler Unterstützungskonzepte für Einelternfa-

1 Der Name des Landkreises wurde aus datenschutzrechtlichen Gründen geändert.

2 Die nachfolgende empirische Untersuchung bezieht sich auf diesen Landkreis.

milien zu erhalten. Kern der damaligen Studie war die sozioökonomische Ausstattung der untersuchten Einelternfamilien. Um ein tiefergehendes Verständnis über deren Lebenswirklichkeit und -praxis im ländlichen Raum zu erlangen, bedarf es indessen vertiefter Analysen, die über sozioökonomische Faktoren hinausgehen. Bereits die Primärauswertung der Interviewdaten verwies auf Bedeutungszusammenhänge, die durch die unterschiedlichen Relationen sozioökonomischer Faktoren allein nicht zu erklären waren. Sozioökonomische Faktoren rahmen zwar die Praxis, können aber keine hinlänglichen Aussagen über die Vollzugs- und Erfahrungswirklichkeit von Einelternfamilien treffen, die sich in ihrer Komplexität erst im konkreten Miteinander Tun entfaltet. Das vorliegende Datenmaterial wurde deshalb sekundäranalytisch genutzt, um eine sozialisationstheoretische Perspektive auf die familiäre Praxis alleinerziehender Personen im ländlichen Raum zu entwerfen. Dabei werden insbesondere *praxeologische Aspekte von Sozialisation* und die in der *sozialen Praxis „ländlicher Raum“ verankerten impliziten Handlungsorientierungen* der befragten Personen berücksichtigt. Denn zum einen erfolgt im praktischen Miteinander Tun vielfach die stumme Weitergabe von Wissen (vgl. Bourdieu 1993), die bislang in sozialisationstheoretischen Überlegungen eher eine nachrangige Bedeutung innehat. Zum anderen stellte sich bereits bei der Primäranalyse des Datenmaterials eine hohe Indexikalität der Daten heraus, die einen starken Verweisungscharakter im Hinblick auf das spezifische Feld „ländlicher Raum“ und den in diesen konjunktiven Erfahrungsraum eingebetteten Wissensbeständen und Sinnstrukturen andeuteten. Interviewausagen wie *„aber klar wird schlecht über einen geredet. Das ist halt einfach so in einem kleinen Dorf“* (Stefanie A.) bedürfen der dokumentarischen Interpretation, damit sich die in der spontanen Äußerung aufscheinende Kontextualität und Soziogenese dieser Überzeugung dem interessierten Beobachter umfänglich erschließen kann.

Demnach lässt sich als Ziel der vorliegenden Arbeit benennen, die soziale Wirklichkeit/en von Einelternfamilien deutend zu verstehen und in ihren konstitutionellen Abläufen und Wirkzusammenhängen ursächlich zu erklären (vgl. Weber 1922/2002). Grundlage hierfür ist ein *Verständnis von Einelternfamilien als soziale Praxis*, in der allein erziehende Personen in wechselseitiger Verschränkung mit den Handlungsmodi sozial Anderer (beispielsweise ihrer Kinder, Eltern, Personen des sozialen Nahraums, etc.), unter situativer Berücksichtigung sozial-struktureller Möglichkeitsräume, handlungsleitender Wertorientierungen und unter Hinzuziehung individueller und sozialer Ressourcen, eine alltagskulturell verankerte soziale Lebenspraxis herstellen. Diese *Herstellungsprozesse* bringen auf *mesostrukturu-*

reller Ebene Manifestationen der gemeinsamen *Alltags- und Beziehungsgestaltung* hervor und formen so eine spezifische Form *gelebter sozialer Wirklichkeit von Einelternfamilien*. Dabei gehen sowohl mit der Herstellung als auch mit dem fortgesetzten praktischen Vollzug von (Eineltern-)Familie sozialisatorische Prozesse einher, deren „sozialisierende Wirkung“ sich zum einen auf der Mikroebene in der Entwicklung spezifischer *individueller Handlungsbefähigungen und Identitätskonstruktionen* alleinerziehender Personen, zum anderen auf der Ebene sozialer Beziehungen (Mesoebene) in der *Konstruktion „Einelternfamilie“* niederschlagen. Daneben zeitigt die mengenmäßige Zunahme gelebter Wirklichkeiten alleinerziehender Eltern und ihrer Kinder auch nichtintendierte Nebenfolgen *in anderen Bereichen gesellschaftlichen Zusammenlebens*, hat also auch makrostrukturelle Auswirkungen. Diese zeigen sich beispielsweise in erweiterten Familienbildern³ und veränderten Normativitätsvorstellungen, aber auch in wohlfahrtsstaatlichen Förderprogrammen als Reaktion auf den diagnostizierten erhöhten Unterstützungsbedarf dieser Bevölkerungsgruppe.

Von der vorliegenden Arbeit könnten demnach erste Impulse in drei Richtungen ausgehen: Durch das Herausarbeiten *auch praxeologischer Grundelemente von Sozialisation* wird das allgemeine Theoriemodell (vgl. Grundmann 2006) nicht nur handlungs- sondern auch *praxistheoretisch untermauert* und so für eine *umfassende empirische Erhebung konkreter sozialer Praxen* – hier der Einelternfamilien – nutzbar gemacht (1). Eine solche praxistheoretische Fundierung stellt im Zuge dessen Nähen zu einer praxeologischen Wissenssoziologie her (vgl. Mannheim 1980; Bohnsack 2003; Bohnsack 2006), die eine qualitativ-rekonstruktive Erhebung sozialisatorischer Prozesse mittels der Dokumentarischen Methode (vgl. Bohnsack 2010b; Bohnsack/Nentwig-Gesemann/Nohl 2007) ermöglichen. So lässt sich die im Zuge der praxeologischen Wissenssoziologie (vgl. Mannheim 1980; Bohnsack 2003; Bohnsack 2006) methodologisch herausgearbeitete *Leitdifferenz zwischen kommunikativen und konjunktiven Wissens- bzw. Sinnstrukturen für die empirische Erhebung sozialisatorischer Prozesse durch soziale Praxis* ertragreich nutzen (2). Doch auch auf Seiten der Dokumentarischen Methode könnte eine intensiviere Auseinandersetzung mit Fragen der Sozialisation durchaus gewinnbringend sein, um die in der praxeologischen Wissenssoziologie angelegten sozialisationshistorischen Bezüge mikrosoziologisch zu fundieren. Zudem lässt sich eine sozialisationstheoretische angelegte Forschung auch dahingehend fruchtbar machen, um aus *fa-*

3 Zur Erweiterung des Familienbegriffs vgl. auch Institut für Demoskopie Allensbach (2012, S. 41f.).

miliensoziologischer Perspektive Aspekte des Mikro-Meso-Makro-Bezug sozialen Handelns und familialer Sozialformen in den Blick zu nehmen (3).

Der Aufbau der Arbeit gliedert sich in folgende Teilbereiche: Das zweite Kapitel dient der thematischen Grundlegung der Studie. Hierfür werden zum einen die statistischen Grunddaten zur Lebenssituation von Einelternfamilien in Deutschland eingeführt (1.), zum anderen wird der theoretische Stand der familiensoziologischen Diskussion zu dieser Lebensform erörtert (2.). Kapitel drei ist ein Grundlagenkapitel. Hier wird das der Studie zu Grunde liegende theoretische Modell der Sozialisation in seinem anthropologischen, handlungs- wie praxistheoretischen Fundament entworfen, um darauf aufbauend das sozialisatorische Geschehen als soziale Praxis und als Handlungsbefähigung in den Blick zu nehmen. Die starke Theorielastigkeit dieses Kapitels findet ihren empirischen Bezug im abschließenden Punkt „die familiäre Lebensform Einelternfamilie als Sozialisationszusammenhang“, der als forschungsleitende Heuristik konzipiert ist und entsprechend die theoretischen Erläuterungen auf die soziale Praxis von Einelternfamilien hin bündelt, um so die empirische Untersuchung anzubahnen. Kapitel vier beschäftigt sich mit den methodologischen und methodischen Aspekten der Studie sowie mit der Darstellung des Studiendesigns. Kapitel fünf ist der umfänglichen Darstellung der empirischen Ergebnisse gewidmet, die in Punkt 5.7 unter sozialisationstheoretischen Gesichtspunkten zur Verdeutlichung nochmals zusammenfassend und aufeinander bezogen dargestellt werden. Das sechste und letzte Kapitel beinhaltet Überlegungen zu möglichen sozialisationstheoretischen und familiensoziologischen Weiterentwicklungen, die sich aus der Studie ergeben.

2 Thematische Grundlagen – Einelternfamilien

Zur Hinführung auf die komplexe Thematik *Einelternfamilien im ländlichen Raum* scheint eine thematische Grundlegung in zweierlei Richtungen geboten zu sein.

Dies betrifft zum einen den derzeitigen Stand der empirischen Forschung und zum anderen den aktuellen familiensoziologischen Diskurs zu dieser Thematik. Dies soll im nachfolgenden Kapitel geschehen. Als erstes wird hierzu ein Blick auf die Lebenssituation von Einelternfamilien in Deutschland im Spiegel statistischer Zahlen geworfen, um so eine erste Annäherung an die Thematik insgesamt zu leisten, vor dessen strukturellem Hintergrund dann die empirischen Daten vorliegender Forschungsarbeit zu lesen sind. Zum anderen wird die familiensoziologische Diskussion um die Pluralisierung der Lebensformen aufgegriffen, als dessen Indiz unter anderem ein Zuwachs an Einelternfamilien genannt wird.

2.1 Einelternfamilien im Spiegel der Statistik

2012 lebten insgesamt 8,1 Mio. Familien⁴ mit minderjährigen Kindern in Deutschland. Mit einem Anteil von 71 Prozent aller Familien stellen Ehepaare mit gemeinsamen, minderjährigen Kindern aktuell die meist verbreitete Familienform in Deutschland dar (vgl. Statistisches Bundesamt 2013). Doch diese Tendenz ist rückläufig. Ihr Anteil an der Gesamtfamilienzahl hat sich seit 1996 um ein Drittel reduziert. Dagegen nimmt der Anteil von Einelternfamilien an allen Familienformen in Deutschland in den letzten Jahren und Jahrzehnten beständig zu. Aktuell leben 1,6 Mio. Einelternfamili-

4 Unter Familie werden im statistischen Sinne alle Eltern-Kind-Gemeinschaften, das heißt Ehepaare, nichteheliche (gemischtgeschlechtliche) und gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften sowie alleinerziehende Mütter und Väter mit ledigen Kindern im Haushalt, verstanden. Rein statistisch betrachtet besteht eine Familie damit immer aus zwei Generationen – aus einem oder zwei Elternteilen und aus im Haushalt lebenden ledigen Kindern (vgl. Statistisches Bundesamt 2006; Statistisches Bundesamt 2013).